

Unterschiede wahrnehmen und respektieren

Eine gesellschaftliche Verantwortung

Susanne Heine

Ich möchte mich Ihnen kurz vorstellen: Seit 30 Jahren bin ich national und international im interreligiösen Dialog tätig, vor allem mit dem Islam, und kenne die Missverständnisse und vorurteilsbelasteten Stereotypen von beiden Seiten. Seit vielen Jahren unterrichte ich muslimische Studierende und, im Auftrag des Österreichischen Außenministeriums, türkische Imame. Zudem arbeite ich mit muslimischen Theologen in einem Forschungsprojekt zusammen. Daher werde ich einige Beispiele aus diesem Zusammenhang nehmen, nicht zuletzt, weil der Islam inzwischen zu einem öffentlichen Topthema geworden ist. Schließlich spreche ich aus der Perspektive einer evangelischen Christin und Theologin mit einer Option: Ich sehe keine Alternative zu einer Haltung, die vom Vertrauen ausgeht, dass es möglich ist, einander besser kennen zu lernen, in den Unterschieden zu respektieren, einander zu helfen und in guter Nachbarschaft zu leben.

1. **Einheit von Religion und Region: ein Modell der Vergangenheit**

Religion hat eine doppelte Funktion: Einerseits ist sie eine persönliche Glaubensüberzeugung als existentieller Sinnrahmen, andererseits wird sie in Gemeinschaft gelebt und dient als Identitätsstifterin von Gruppen. Allerdings kann die persönliche Glaubensüberzeugung gegenüber der Bedeutung der Gruppenzugehörigkeit in den Hintergrund treten. Man ist dann „gläubig“ – weniger aus persönlicher Überzeugung als vielmehr durch Zugehörigkeit zur Gruppe.

Die Gruppenzugehörigkeit als Funktion von Religion kann nun politisch genutzt werden, um eine Landschaft, eine Region, ein Land durch eine einzige Religion zu einen, vor allem dann, wenn die Präsenz vieler verschiedener Religionen als eine Bedrohung für die Einheit wahrgenommen wird – und das nicht erst heute. Ein antikes Beispiel ist Kaiser Konstantin, der angesichts der Pluralität von Völkern und Religionen im Römischen Imperium das Christentum als einheitliche Reichsideologie einsetzte. Dies verschärfte sich unter Kaiser Theodosius I., der das Christentum 391 zur Staatsreligion erhob. In der Folge galten Nicht-Christen als Hochverräter mit entsprechenden Sanktionen.

Das Modell der Einheit von Religion und Region kann sich aber auch auf unterschiedliche Richtungen *innerhalb* einer Religion beziehen. Keine Religion ist auf die Dauer ein einheitliches Gebilde, sondern weist ein Spektrum verschiedener Varianten auf, durch die das

Modell der Einheit von Religion und Region in Schwierigkeiten kommt. Daher versuchten die römischen Kaiser, durch die altkirchlichen Konzilien eine einheitliche Reichsdoktrin zu schaffen, um den Preis des Ausschlusses und der Verfolgung von Christen, die sich dieser Doktrin nicht beugten. Viele sind in andere Länder geflüchtet, z.B. nach Arabien und Persien. Das hat sich im Mittelalter wiederholt. Die Inquisition, die Abweichler von der Doktrin der römisch-katholischen Westkirche als Ketzer brandmarkte und hinrichten ließ, sollte der Einheit des sogenannten christlichen Abendlandes dienen als einer christlichen Region – die *res publica Christiana*.

2. Bedingungen des Zusammenlebens: Toleranz und Religionsfreiheit

Freilich hat es auch Zeiten gegeben, in denen verschiedene Religionen und religiöse Richtungen in einem Land miteinander leben konnten. Dies allerdings immer unter der Voraussetzung von Religionstoleranz der jeweils Herrschenden. Das war der Fall im arabisch-muslimischen Reich der Abbasiden ab dem 7. Jahrhundert, in dem die aus dem Byzantinischen Reich geflohenen, in der Lehre durchaus kontroversen ostsyrischen und westsyrischen Christen miteinander und mit den Muslimen zusammenlebten, von fallweisen muslimischen Übergriffen abgesehen. Denn um den Stammesrivalitäten, Bürgerkriegen und sozialen Spannungen innerhalb des Reiches zu begegnen, setzten auch die abbasidischen Kalifen die Religion des Islams immer wieder als einigendes Band ein.

Auch Spanien, das muslimische Al-Andalus, ist dafür ab dem 7. Jahrhundert ein Beispiel, wo verschiedene christliche Konfessionen, Juden und Muslime koexistierten bis zum Beginn der christlichen Reconquista ab dem 13. Jahrhundert. Ebenso lebten Juden, Christen und Muslime auf dem Balkan zusammen unter osmanischer Herrschaft, während in Österreich das römisch-katholische Haus Habsburg in der Gegenreformation alle Nicht-Katholiken verfolgte, um die Einheit von Religion und Region aufrecht zu erhalten.

Als in Europa im Zuge der Reformation die Ausschaltung Andersgläubiger nicht mehr möglich war, einigte man sich im Augsburger Religionsfrieden von 1555 zunächst darauf, die christlichen Konfessionen nebeneinander leben zu lassen. Maßgebend dafür war allerdings das Prinzip *cuius regio, eius religio*, und das heißt: In wessen Regierungsgebiet ein Mensch lebt, dessen Konfession muss er annehmen. Wer dem nicht folgte, musste mindestens das Land verlassen. Man kann das einen Kompromiss nennen: Die jeweils andere Konfession wurde toleriert, aber durch die Aufteilung in verschiedene Regentschaften trug man der Einheit von Religion und Region nach wie vor Rechnung. Das hat den Dreißigjährigen Krieg (1618-1648) nicht verhindert.

Solche Formen der Toleranz bedeuten freilich noch keine Religionsfreiheit, sondern waren mit Einschränkungen verbunden wie z.B.: keine vollen Bürgerrechte oder das Verbot, öffentlich in Erscheinung zu treten. In Österreich bedeutete das Toleranzpatent Kaiser Joseph II., mit dem er 1781 der „Schädlichkeit allen Gewissenszwangs“ entgegentrat, die freie Religionsausübung für Protestanten, Orthodoxe Christen und Juden, allerdings nur als „Privat-Exercitium“; sie sollten nicht öffentlich erkennbar sein. Erst sukzessive setzte sich die Religionsfreiheit als Menschen- und Grundrecht durch, in Österreich mit dem immer noch geltenden Staatsgrundgesetz von 1867.

Die Menschen sind eben verschieden und haben unterschiedliche Überzeugungen. Das ließe sich nur durch äußeren Zwang ändern, wie das die Diktaturen des 20. Jahrhunderts, Kommunismus und Nationalsozialismus, versucht haben, die die identitätsstiftende Rolle der Religion ersetzen. Auch Religionen existieren im Plural, und aus dieser Geschichte kann die Lehre gezogen werden: Unter den Bedingungen von Pluralität sorgen nur – mindestens – Toleranz und Religionsfreiheit für Frieden.

3. Destruktive Reaktionen auf Pluralität: rückwärtsgewandte Utopien

Die Religion hat ihre identitätsstiftende Kraft verloren; das ist der nüchterne Befund. Ein Europa auf der Suche nach Identität greift erneut auf Nationalismen zurück wie etwa in Serbien, Ungarn oder Belgien, aber auch in vielen anderen europäischen Ländern; das Symptom dafür sind rechtspopulistische Parteien. Zwar gibt es religiöse Regionen, in denen eine Religion dominiert wie z.B. in Österreich der römische Katholizismus, aber alle Gesellschaften sind heute durchmischt.

Dieser Diversität stellen sich religiöse und politische Gruppen entgegen, die den Zustand der Identität von Religion und Region wieder herstellen wollen. Sie pflegen rückwärtsgewandte Utopien und fordern, zu den „heilen“ Anfängen einer Religion und einer Zeit der Einheit von Religion und Region zurückzukehren: Was einmal war, soll wieder werden – mit und ohne Gewalt, hierzulande in der Politik mit rhetorischer Sprachgewalt. Dabei werden diese Anfänge verklärt und religiöse Institutionen abgelehnt, da sie sich von den Anfängen schuldhaft zu weit entfernt und diese verraten hätten.

Zu den religiösen Gruppen dieser Art gehören z.B. die Pius-Brüder, die der Utopie eines römisch-katholischen Abendlands anhängen. Es gibt auch fundamentalistische Gruppen, die oft recht kämpferisch gegen die sogenannte Moderne auftreten, gegen Säkularisierungsprozesse und Pluralismus, den sie als Relativismus werten. Wie fundamentalistische bauen auch manche charismatische Gruppen ihre eigene heile Welt auf. Zu den Bedingungen der

Zugehörigkeit zählen: individuelle Bekehrung, ein striktes moralisches Reglement und der direkte Zugang zu den religiösen Schriften ohne Bezug auf theologische Auslegungstraditionen. Laxe Gruppenmitglieder werden unter Druck gesetzt. Zugleich wird diese eigene heile Welt, weil sie als Modell für die ganze Welt gilt, mit missionarischem Elan zu verbreiten gesucht.

Solche rückwärtsgewandte Utopien sind häufig mit dem politischen Ziel verbunden, die Einheit von Religion und Region wiederherzustellen, sei es in offener Rhetorik und Aktion oder subversiv. Allerdings folgt daraus ein Paradox: Alle Versuche, zu einer Einheit zu gelangen und zur Identität von Religion und Region zurückzukehren, führen nur weiter zur Zersplitterung und fördern die Pluralität. Denn dahinter steht die Verleugnung der Realität, dass nämlich Religion keine Einheit mehr zu stiften vermag. Und die heutige weltweite Kommunikation und Migration vereiteln endgültig die Wiederherstellung einheitlicher religiöser Landschaften.

4. Abschied von der Bekehrungsmission

Wenn das Wort Mission fällt, steht in der Regel eine bestimmte Praxis vor Augen: die planmäßige initiative Verbreitung eines Glaubens durch religiöse Institutionen oder religiöse Gruppen, die von diesen organisiert und finanziell getragen wird mit dem Ziel, alle Menschen zu dem einen Glauben zu bekehren. Diese Vorstellung – und ich beziehe mich hier auf das Christentum – geht auf die Zeit des Kolonialismus zurück, als sich die christlichen Missionare unterschiedlicher Konfessionen den europäischen Kolonialherrn bei der Eroberung der außereuropäischen Gebiete anschlossen und zur Verbreitung ihres Glaubens an der politischen Macht partizipierten. Dabei spielte auch die Vorstellung eine Rolle, möglichst viele Menschen vor der ewigen Verdammnis zu retten. Diese Form von Mission wird heute vor allem von manchen charismatischen Gruppen in Afrika und Südostasien praktiziert.

Dieses Missionsverständnis ist gegen andere Religionen gerichtet, die gegenüber der eigenen richtigen als falsch gelten. Daher sollen Anhänger anderer Religionen absichtlich von ihrem Glauben abgebracht werden. Eine solche strategische Bekehrungsmission ist nicht nur theologisch fragwürdig, sondern auch dazu angetan, den Zusammenhalt in religionspluralistischen Gesellschaften zu gefährden. Hingegen wäre es notwendig, den Religionspluralismus anzuerkennen und damit konstruktiv umzugehen. Damit ist nichts gegen Christen gesagt, die ihren Glauben glaubwürdig und dem Friedensgebot Jesu entsprechend leben. Glauben hat mit persönlicher Gewissheit zu tun und mit der Fähigkeit, darüber Auskunft zu geben, auch in

einem interreligiösen Gespräch. Eine solche Bezeugung hat allerdings mit einer Bekehrungsmission nichts zu tun, die ihre Erfolge womöglich noch an Zahlen misst.

5. Die gesellschaftliche Verantwortung der Religionen

Seit etwa der Mitte des 20. Jahrhunderts hat innerhalb der christlichen Konfessionen ein Paradigmenwechsel stattgefunden. Seitdem steht nicht mehr die Religion im Mittelpunkt, sondern eine gesellschaftspolitische Realität. Die zunehmende Präsenz von Menschen anderer Religionen in der Nachbarschaft oder in Schulen und Universitäten, in der Firma oder im Geschäft um die Ecke fordert zum humanen Umgang mit wachsender Pluralität heraus. Alle zusammen leben in *einer* Welt, haben die Sorge um die Familie gemeinsam; es verbindet sie die Arbeit für das tägliche Brot, der Wunsch nach Wertschätzung und einem gelingenden Leben. Damit der gesellschaftliche Zusammenhang nicht zerbricht und die Verantwortung für die Welt und ihre Bewohner gemeinsam wahrgenommen werden kann, geht es darum, miteinander respektvoll und ohne wechselseitige Diffamierung umzugehen.

Dieses neue Paradigma, das sich heute vor allem auf die zunehmende Präsenz von Muslimen und Musliminnen bezieht, lässt sich bereits aus der Erklärung *Nostra aetate* des Zweiten Vatikanischen Konzils erkennen, wenn es dort heißt: „Da es jedoch im Lauf der Jahrhunderte zu manchen Zwistigkeiten und Feindschaften zwischen Christen und Muslim kam, ermahnt die Heilige Synode alle, das Vergangene beiseite zu lassen, sich aufrichtig um gegenseitiges Verstehen zu bemühen und gemeinsam einzutreten für Schutz und Förderung der sozialen Gerechtigkeit, der sittlichen Güter und nicht zuletzt des Friedens und der Freiheit für alle Menschen“ (Art. 3).

Ebenso will die „Charta Oecumenica“ von 2001 die Begegnung zwischen Christen und Muslimen sowie den christlich-islamischen Dialog fördern und verpflichtet sich, den „Muslimen mit Wertschätzung zu begegnen; bei gemeinsamen Anliegen mit Muslimen zusammenzuarbeiten“ (Art. 11).

Auf dieser Basis steht auch die Orientierungshilfe „Evangelische Christen und Muslime in Österreich“, die die Generalsynode der Evangelischen Kirche A. und H.B. in Österreich am 26. Oktober 2011 verabschiedet hat. Die Buchfassung erschien im Juni 2012 unter dem Titel „Respektvoll miteinander“. Dort heißt es u. a.: „So richtig es ist, dass es keinen Frieden unter den Menschen geben kann, ohne Frieden unter den Religionen, so wenig setzt dieser Friede eine Einheit der Religionen voraus.“ Schon gar keine Einheit von Religion und Region.

6. Miteinander sprechen: das Verständnis von Dialog

In diesen kirchlichen Erklärungen bildet die Religion nicht den primären Bezugspunkt. Freilich sind Religionen keine bloß abstrakten Gebilde im Kopf, sondern bestimmen die praktische Lebensführung und beeinflussen ganz wesentlich Denkweisen und Emotionen, Haltungen und Handlungen. Für einen humanen Umgang braucht es daher Kenntnis voneinander, und dazu zählt auch das jeweilige religiöse Profil. Insofern kommt religiösen Themen durchaus eine Bedeutung zu. In einer Gesellschaft, in der nicht nur verschiedene Religionen beheimatet sind, sondern auch säkulare Weltanschauungen, ist religiöser Analphabetismus die Folge. Daher gehören Kenntnisse über Religionen zur Bildungsaufgabe.

In einer pluralen Gesellschaft ist es wichtig, dass Menschen verschiedener Religionen einander besser kennenlernen, und dazu gehört, Missverständnisse und Vorurteile zu bereinigen, die besonders in Bezug auf den Islam eine lange Geschichte wechselseitiger Polemik und Herabsetzung festgeschrieben hat. So wird z.B. dem Islam der Vorwurf gemacht, eine kriegerische Religion zu sein. Hingegen ist diese Religion in einem Umfeld entstanden, in dem Stammeskämpfe und Karawanenüberfälle an der Tagesordnung waren. Und solche damals aktuellen Ereignisse, in die auch Muslime involviert waren, spiegeln sich im Koran wieder. Umgekehrt wird den Christen der Vorwurf gemacht, sie würden drei Götter verehren. Hingegen bringt die Wendung vom dreieinigen Gott das dreifache schöpferische Handeln des einen Gottes zu Ausdruck: als Schöpfer der Welt und der Menschen, als Offenbarer in Jesus Christus und durch seinen Geist, der den Glauben stärkt und die Menschen in Gemeinschaft verbindet.

Der Weg zur Wahrnehmung und Anerkennung des jeweils anderen Selbstverständnisses ist das Gespräch. Dieses setzt voraus, dass die Gesprächspartner ihre eigene Religion aus Überzeugung vertreten. Denn es sprechen Menschen miteinander und nicht Religionen. Dabei bedarf es einer Haltung, die nicht abwehrt, sondern emotional und geistig offen ist und den Willen zur Verständigung ebenso mitbringt wie die Bereitschaft, sich etwas sagen zu lassen, auch wenn dies das bisherige Vorverständnis in Frage stellt. Die Annäherung an etwas Neues bedeutet nicht, die eigene Glaubensgewissheit preiszugeben, was bei einer Gewissheit auch gar nicht möglich ist. Aber Gewissheit lebt nicht von Abgrenzungen oder der Abwertung anderer. Die religiösen Traditionen werden somit nicht aus einer dritten, „neutralen“ Perspektive betrachtet. Vielmehr geht es darum, das interreligiöse Gespräch, das eine pluralistische Gesellschaft erfordert, aus dem eigenen Glauben und der eigenen Tradition heraus zu begründen im Sinne einer Selbstverpflichtung.

Dazu einige Beispiele aus christlicher Sicht: Dies bedeutet, dass Gott alle Menschen geschaffen hat, nicht nur Juden oder Christen oder Muslime, nicht nur Katholiken oder Lutheraner, nicht nur Sunniten oder Schiiten. Daraus folgt, dass der Heilswille Gottes ebenso allen Menschen gilt, die nicht leben können, ohne schuldig zu werden (*non posse non peccare*). Und daraus folgt wiederum, dass Gott allen gegenüber barmherzig ist, als gerechter Gott alle auf den richtigen Weg bringen will (Umkehr) und im letzten Gericht alle prüft, was heute viele nicht gerne hören. Aber das bleibt Gottes Sache und ist nicht Menschenwerk.

Die ganze Bibel ist vom Thema Frieden durchzogen. Daher preist Jesus in der Bergpredigt diejenigen selig, die Frieden stiften (Mt 5, 9), und „stiften“ meint eine initiative und aktive Handlung. Gott ist ein Gott des Friedens, wie der Apostel Paulus mehrfach betont. Die Christen sollen nicht nur untereinander Frieden halten, sondern mit allen Menschen: „Vergetet niemandem Böses mit Bösem, seid allen Menschen gegenüber auf Gutes bedacht! Wenn möglich, soweit es auf euch ankommt: Haltet Frieden mit allen Menschen“ (Röm 12, 17-18).

Ein solcher Dialog zielt nicht auf einen theologischen Konsens, sondern auf das *Verstehen* der jeweils anderen Religion aus der Perspektive der eigenen. In diesem Sinne betont auch die evangelische Orientierungshilfe: „Denn Verstehen fördert Respekt, Mitmenschlichkeit und wechselseitigen Schutz der Freiheit, ohne sich unrealistische Ziele zu setzen.“ Das Gespräch mit den Anderen nimmt das Andere in dessen Eigenart wahr, so wie es von den Anderen vertreten wird. In der Folge können Fragen der Anderen als Fragen erkannt werden, die auch in der eigenen Tradition mitunter kontrovers verhandelt werden. Ein qualitätvoller *inter*-religiöser Dialog mündet daher in der Regel in ein *inner*-religiöses Gespräch. Damit wird auch das, was in der je eigenen Tradition als selbstverständlich erscheint, zum Überdenken und zur Präzisierung herausgefordert.

Dabei werden trotz vieler Gemeinsamkeiten auch die signifikanten Unterschiede zutage treten, die zu gegenseitigem Respekt herausfordern. Und es ist der Respekt, der Ausichten eröffnet auf gemeinsame Ziele des Zusammenlebens wie Nächstenliebe, Friede, soziale Gerechtigkeit, Bewahrung der Schöpfung, auch wenn die verschiedenen Religionen das für sich unterschiedlich begründen.

7. Herausforderung und Aufgabe heute

Religionen können ganz entscheidende Plattformen für den sozialen Frieden sein, wenn sie miteinander sprechen, anstatt einander zu ignorieren, zu missionieren oder zu diffamieren, wenn sie einander in den Unterschieden respektieren und aus gesellschaftlicher Verantwor-

tung miteinander handeln. Heute geht es darum, sich nicht gegen die Vielfalt zu stemmen, sondern die entscheidende Herausforderung wahr- und anzunehmen, nämlich: mit Unterschieden zu leben.

Zugegeben, das ist nicht leicht, und der Weg dorthin vermutlich noch lang. Aber die vieldiskutierte Identität Europas kann nur in Modellen bestehen, die den respektvollen Umgang mit Vielfalt und Unterschieden entwickeln und die Vorstellung einer Einheit von Religion und Region verabschieden. Freilich ist es nicht möglich, aus dem Stand gleich die ganze Welt zu verändern. Aber es ist möglich, da und dort Oasen eines respektvollen Miteinanders zu bilden und ein Mikroklima zu schaffen, das ausstrahlt.

Heute sind wir als Christen und Christinnen herausgefordert einzustehen:

- für die Überzeugung, dass alle Menschen ohne Ausnahme Geschöpfe Gottes sind;
- für die Beheimatung verschiedener eigenständiger Religionen in einer Gesellschaft;
- dafür, dass wir einander die Konfliktgeschichte nicht vorrechnen und uns nicht davon abbringen lassen, miteinander den Frieden zu suchen;
- für einen Dialog, in dem nicht Religionen miteinander sprechen, sondern Menschen, die in ihrem je eigenen Glauben verwurzelt sind;
- für die Korrektur und den Abbau von Missverständnissen und Vorurteilen;
- für mehr religiöse Bildung auf allen Ebenen – Schulen, Universitäten oder Medien;
- für eine Gesellschaft, in der Menschen unterschiedlicher Herkunft und unterschiedlichen Glaubens konfliktfrei zusammenleben.

In diesem Sinne sind Christen und Christinnen dem Wort Jesu aus der Bergpredigt verpflichtet: „Selig, die Frieden stiften.“